

Text: Das Hohelied der Liebe / Schiller: „Don Carlos“

Predigt im Rahmen der Reihe: „Abends ins Theater – morgens in die Kirche“

Liebe Gemeinde!

Wenn – dann. Von diesem Begriffspaar hängt vieles ab im Leben. Wenn du deine Suppe nicht brav aufisst, bekommst du auch nichts vom Nachtsch. Das ist noch die harmloseste Variante, die wir im Leben zu hören bekommen. Wenn du die erwarteten Voraussetzungen nicht erfüllst und die nötigen Qualifikationen nicht vorweisen kannst, dann bekommst du diese Arbeitsstelle nicht. Da wird es schon sehr viel ernster. Wenn du mich nicht liebst, dann hat mein Leben keinen Sinn mehr. Da geht es ums Ganze.

Eine weitere Variante: **„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.“** Mit anderen Worten: Wenn ich ein noch so tugendvolles, engagiertes, vorbildliches Leben führte, und hätte doch keine Ahnung davon, was Liebe ist, dann hätte all mein Reden und Tun kein Fundament, keine Perspektive und keine Bedeutung.

Und noch eine Variante: Und wenn ich nun doch Liebe hätte, und zwar große, brennende, sehnsuchtsvolle, stürmische Liebe in mir – und sie würde nicht beantwortet, sie käme nicht zum Zuge, sie wäre verboten, ja dann könnte ich mich bestenfalls enttäuscht und verbittert zurückziehen, oder, nach wildem Aufbegehren, nach Phasen des Trotzes, des Zweifels und der Wut, nur noch selbst aufgeben.

Ja, wenn das Wörtchen „wenn“ doch nicht wäre! Wenn doch der Liebe des Don Carlos nicht so unendlich viel entgegenstände, dann könnte die Geschichte ganz anders ausgehen. Vielleicht so wie im Märchen: Da heirateten der Prinz und die Königin, so müsste es in diesem Falle heißen, und sie zogen in ihr Schloss und lebten herrlich und in Freuden. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute. Aber so ist es nicht. Die Geschichte von Don Carlos und seiner unglücklichen Liebe zu Elisabeth, seiner jugendlichen und von ihm angebeteten Stiefmutter, ist kein Märchen.

Alles andere als märchenhaft geht es am spanischen Hofe zu. Trotz legendären Reichtums, der alle Akteure umgibt, trotz schier unbegrenzter Macht, die dem König, Philipp dem Zweiten zur Verfügung steht und die eigentlich eines Tages auf seinen Sohn hätte übergehen sollen, geht es nur all zu menschlich zu und schwächelt allenthalben. Liebe und Leid, Aufbegehren und Resignation, Versuch und Irrtum, Widerstand und Ergebung bilden ein schier unentwirrbares Knäuel der Gefühle und der verbalen wie auch tätlichen Auseinandersetzungen.

In eine fremde, ferne Zeit entrückt uns das dramatische Gedicht, wie es Schiller selbst nennt. In eine Welt, die nicht die unsere ist. Solch eine Entrückung mag uns normalerweise faszinieren, doch die Faszination des Abstands zu einer längst vergangenen Epoche schwindet in dem Moment, in dem wir als Zuschauer oder Leser uns selbst entdecken, uns selbst mit unserer Verstrickung in die Wens und Danns unseres Lebens. Subtile Empfindungen, knallharte Bedingungen und politische Verhältnisse stellen sich einer großen Liebe in den Weg. In sprichwörtlich dichterischer Freiheit verändert der Dichter historische Zusammenhänge und persönliche Konstellationen, doch das Drama des unglücklichen Lebenslaufes eines Kronprinzen, des spanischen Infanten Carlos, erreicht über die Jahrhunderte hinweg auch uns. Nicht nur durch eine moderne, oder sagen wir besser: zeitgenössische Inszenierung, sondern durch die Substanz der Dichtung selbst, die uns trotz des zeitlichen Abstandes erreicht, ja geradezu bedrängt, wenn wir uns ihr aussetzen. Es liegt kein

„garstiger Graben“ zwischen uns und dem über 200 Jahre alten Drama Friedrich Schillers, dessen Geburtstag sich genau übermorgen, am 10. November, zum 250. Mal jährt. Auch wenn seine Sprache zugegebenermaßen nicht mehr die unsrige ist, was den Schauspielern eine Menge abverlangt und den Zuhörern auch, liegt der wirkliche Graben nicht zwischen damals und heute, er liegt vielmehr zwischen den Menschen, die auf der Bühne vor unseren Augen agieren, lieben und leiden. Sie mögen sich noch so nahe kommen, in Zuneigung wie im Streit, sie finden letztlich doch nicht zueinander. Und das verbindet diese klassischen Gestalten mit vielen anderen aller Zeiten und auch mit uns selbst.

Ich sah auf der shakespearehaft kahlen Bühne des Großen Hauses die vielen dunklen Nischen und dachte: In denen, die leer bleiben, könnten auch weiter, noch andere Menschen stehen, vielleicht auch Du selbst. Ich sah die mit den Namen der Akteure versehenen Umzugskartons, erst ein wenig befremdlich, dann aber wohl als Zeichen des Unbehaust-Seins zu erkennen, des Unterwegs-Seins und letztlich niemals richtig Ankommens. Zumindest nicht da, wo man hin möchte. Nicht nur auf Don Carlos trifft das zu, sondern auf andere auch. Dass Liebe Menschen in Bewegung setzt, das wissen wir. Auf der Bühne aber ist es nicht nur Bewegung, es ist unerträglich Spannung, Unruhe, Explosion, was die Darsteller in der Verkörperung ihrer Rollen produzieren und was ihnen gleichzeitig zu schaffen macht. Es ist wie es ist – mit der Liebe. Vor allem dann, wenn sie nicht zu dem wird, was Menschen sich erhoffen, insgeheim ersehnen oder aber auch offen ansprechen und einfordern.

„Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie bläht sich nicht auf, sie verhält sich nicht ungehörig, sie sucht nicht das ihre, sie lässt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu.“ Je länger ich über diese Verse nachdenke und dabei die Don-Carlos-Aufführung vor Augen habe, desto mehr ist mir so, als ob Schiller mit seinem Don Carlos eine Art Gegentext zum Hohenlied der Liebe schreibt. Oder zumindest in vielen einzelnen Dialogen Szenarien entwirft, die dem neutestamentlichen Text das genaue Gegenteil entgegensetzen. Eifersucht, Mutwillen, Bitterkeit - offen und subtil tritt zu Tage, was Liebe kaputt machen oder verhindern kann. Bedenken wir diese: Friedrich Schiller, 1772 in Ludwigsburg konfirmiert, hatte wie alle seine protestantischen Zeitgenossen gründlichen Unterricht in Bibel und Katechismus erhalten. Das Hohelied der Liebe kannte er ganz sicher. Doch schon ein Jahr darauf sollte er die bittere Erfahrung machen, dass christliche Nächstenliebe sich auch als leere Formel erweisen konnte. Als Schüler vom württembergischen Herzog geradezu kaserniert und praktisch als Kindersoldat zwangsrekrutiert, später dann zu ungeliebten Studien gezwungen, erlebte er gerade als Jugendlicher eine wenig liebevolle Umgebung. Was zur Folge hatte, dass ihm zumindest über lange Zeit seines Lebens hinweg wahre Freundschaft mehr und wichtiger war als Liebe, wie er einmal sagt. Nicht gänzlich am christlichen Glauben irre geworden, aber doch mit vielen Fragen im Kopf und mit Angst und Bitterkeit im Herzen sucht er schließlich, zusammen mit einem Freund die Freiheit durch Flucht zu erlangen.

Schiller musste untertauchen – doch, wenn man so will, taucht er in dem einen oder anderen Charakter seiner Dramen wieder auf. Können wir ihn etwa in dem Marquis von Posa wieder erkennen? Dass dieser vom Gedanken der Freiheit beseelte und besessene Freund des Kronprinzen, auf Grund seiner Gedanken und Äußerungen vom König des heimlichen Protestantismus verdächtigt wird, überrascht nicht. Posa freilich widerspricht und verteidigt sich in einem Atemzug: Das ist ein Missverständnis, entgegnet er hastig! Solch einen Satz muss man sich einmal in seiner ganzen Tiefe klar machen: Protestantismus als Missverständnis! Für einen Dichter wie Schiller, einem der vielen aufgeklärten und von daher liberalen und unorthodoxen Protestanten seiner Zeit, sicherlich keine endgültige Feststellung und schon gar keine Klassifizierung. Aber ein Wissen darum, dass es schon immer ein wenig verwegen und riskant war, Protestant zu sein, im konfessionellen wie im übertragenen Sinne. Posa, der dem König jenes bekannte und fast sprichwörtlich gewordene „Sire, geben sie Gedankenfreiheit“ entgegenschleudert, verkörpert sicher

in manchem einen protestantischen bzw. protestierenden Menschen wie Schiller selbst. Der Freiheitsgedankens der Aufklärung wird in seinem „Don Carlos“ in das 16. Jahrhundert vorverlegt und vorweggenommen. Damit werden dem Marquis allerdings Worte in den Mund gelegt, wie sie erst 200 Jahre später, in der Zeit des Sturm und Drang auszusprechen gewagt werden konnten.

„Frisch gewagt ist halb gewonnen“, so sagt der Volksmund zum Beispiel seit dieser Epoche. Doch für Schillers Drama gilt dies nicht: Gewagt wird vieles, gewonnen aber nichts. Davon hat Schiller auch im eigenen Leben, am eigenen Leibe einiges erfahren müssen. Spiegelt sich das nicht auch im „Don Carlos“ wieder?

„Der Dichter“ so schreibt Schiller an seinen späteren Schwager Wilhelm Reinwald, „der Dichter muss weniger der Maler seines Helden – er muss mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund sein. Der Anteil des Liebenden fängt tausend feine Nuancen mehr als der scharfsinnigste Beobachter auf.“ Damit gibt Schiller zu verstehen, dass es keine Distanz zwischen ihm und seinen von ihm erdachten und gestalteten Figuren geben kann. Nein, es sind keine Figuren, sondern Menschen, unvollkommene, bedürftige und verletzbare Menschen, deren Reden und Handeln bruchstückhaft bleibt, weil das, was sie erreichen wollen, ausbleibt: Politische Freiheit, und die Freiheit der Liebe. Schiller als selbst zeitlebens Suchender, hat in dieser Hinsicht mit dem Apostel Paulus einiges gemeinsam: Dieses niemals fertig Sein mit sich selbst, auch das Zweifeln an sich selbst, dann aber auch wieder das Durchringen zu Gewissheit und das Weitergehen auf einem Weg, von Visionen getragen. Paulus würde diese Visionen „Glauben“ nennen, Schiller hat gerne von „Idealen“ gesprochen. Beiden gemeinsam ist jedoch ungeheure geistige Kraft bei gleichzeitiger körperlicher Schwächlichkeit.

„**Unser Wissen ist Stückwerk,**“ so sagt Paulus, und dem hätte auch ein verständiger, aufgeklärter Mensch wie Schiller nicht widersprochen, hat er doch bisweilen sein ganzes Leben und Wirken in diesem Sinne verstanden, wusste er doch zu genau von der Unvollkommenheit des menschlichen Wesens. Sicherlich kannte er beispielsweise auch jene Worte, die einst sein Vater Johann Kaspar Schiller einige Zeit nach seiner Geburt in Form eines Gebets geschrieben hatte: „Du, Wesen aller Wesen! Dich habe ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, dass du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte.“ Sich aus einem solchen Milieu mangelnder positiver Prägung, aus aller Einengung und Bevormundung zu emanzipieren, zu befreien, ist Schiller schließlich gelungen. Sein Held Don Carlos, der in Wirklichkeit kein Held ist, gelingt dies nicht. Er scheitert daran.

Schillers Verhältnis zu seinem eigenen Vater, so wird in diesem Zusammenhang gelegentlich gesagt, spiegelt sich im Verhältnis von Don Carlos zu seinem Vater, dem König Philipp wieder. Natürlich ist eine solche Relation nicht so ohne weiteres zu übertragen, doch die Auflehnung gegen eine autoritäre und bisweilen übermächtige Vaterfigur war dem Dichter wie vielen Menschen seiner Zeit nicht fremd. Auch biblische Motive spielen in dieser Auseinandersetzung deutlich erkennbar eine Rolle: Der Kronprinz, der anfänglich in wortwörtlicher Anlehnung an das Gleichnis vom Verlorenen Sohn noch geradezu hoffnungsvoll und versöhnlich sagt: „Ich will zu meinem Vater gehen“, der erkennt und sagt nun selbst: „Mein Vater hat einen Sohn verloren“. Bittere Erkenntnis am Schluss, woran auch der Vater schwer zu tragen hat. Das brutal wirkende Kreuz, das über die Bühne geschleppt wird, spricht Bände. Vom biblischen Verständnis her würde man sagen: Die Rollen von Vater und Sohn überschneiden sich im Leiden. Oder ist darin doch noch eine Spur von Liebe zu entdecken? Das Ende allerdings zerstört diesen Eindruck wieder: Es werden auf der Bühne Stühle hoch gestapelt. Sie mögen an einen zum Einsturz bestimmten Turmbau zu Babel erinnern, oder an einen höchst wackeligen Thron, an einen Scheiterhaufen der Inquisition vielleicht auch. Wie auch immer: Über dem Chaos des Stühlehaufens wird Don Carlos von seinem Vater schließlich fallen gelassen.

Ein Jammer ist es um die Liebe, die nicht sein kann und nicht sein darf. So wie es ein Jammer um die schöne Flasche Sekt ist, die wir auf der Bühne sehen und die eigentlich einige genussvolle Augenblicke versprechen könnte. Doch es wird nur hastig aus der Flasche getrunken, und teilweise wird der kostbare Inhalt der Flasche verspritzt. Steht das nicht auch für eine Liebe, von der viel geredet wird, die beschworen, ersehnt und verworfen wird – aber doch nie wirklich zum Zuge kommt, nicht gelebt und nicht genossen werden kann? Am Ende liegt die leere Flasche achtlos auf dem Boden. Wie das leider so oft ist im Leben, nicht nur mit Flaschen, sondern gerade auch mit Menschen. Verlierer sind sie alle miteinander, von den Intriganten abgesehen. Verlierer sind Don Carlos, Posa, die Eboli, der König, die Königin. Nichts von dem, was sie erhofft und erstrebt hatten, geht in Erfüllung. Nichts bleibt.

„Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die Größte unter ihnen.“ Nein, diese Worte gehören nicht zum Epilog von Schillers „Don Carlos“. Ganz im Gegenteil. Glauben konnte schließlich keiner mehr dem andern. Hoffnungslosigkeit macht sich breit. Und mit der Liebe ist es vorbei. Was nun? Bleiben die biblischen Worte von Glaube, Hoffnung, Liebe Vertröstung? Verharmlosen sie die Wirklichkeit? Decken sie zu, was bei Aufdeckung das wahre Gesicht von Menschen zeigen würde? Den Menschen mit den Menschen bekannt machen, ist nach Schillers eigenen Worten die Aufgabe eines Dramas. Am Ende sind Menschen und Hintergründe bekannt, aufgedeckt, entlarvt – und so etwas kann sich als schrecklich erweisen.

Eine Harmonisierung der Eindrücke, die Schillers „Don Carlos“ in uns auslösen, und der Worte aus dem Hohenlied der Liebe kann es nicht geben. Doch Paulus nimmt sich die Freiheit, auf seine Weise von der Liebe zu reden. Er weiß wohl, dass Gott bisweilen rätselhaft bleibt in seinem Lieben wie im Leiden. Er redet davon. Und er zweifelt gelegentlich und hadert mit seinem Gott.

Doch eine Perspektive gibt es für ihn doch. Paulus deutet sie an. Ganz vorsichtig: **„Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise, dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin.“** Wenn es diese Worte im Hohenlied der Liebe nicht gäbe, so denke ich abschließend, könnte man den anderen Worten, jenen großen Worten von der großen Liebe vielleicht misstrauen. So aber wecken sie möglicherweise doch Hoffnung und wecken in uns jene Liebe, nach der die Menschen aller Zeiten sich sehnen, die sie immer wieder verlieren und dann doch bisweilen wieder finden können.

Vielleicht können auch wir dann eines Tages zusammen mit Don Carlos und all den anderen die dunklen Nischen unserer Existenz verlassen. Und wenn wir dann auch nicht unbedingt im Rampenlicht stehen, dann macht das gar nichts. Es würde reichen, wenn wir im Gesicht eines Menschen erkennen, dass er uns liebt, und wenn wir diese Liebe beantworten und weitergeben könnten – und dann im Gesicht unsers Gegenübers auch noch einen anderen erkennen würden. Jesus Christus. Und in ihm: Gott. Amen.

Lied: EG 600 Meine engen Grenzen